

**Gestern hat das Netzwerk der Literaturhäuser, eine Vereinigung von fünfzehn dieser Einrichtungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, einen Appell veröffentlicht, der eine verlässliche finanzielle Ausstattung für Literaturvermittlung fordert. Ansonsten drohe ein „massiver Einbruch des literarischen Lebens und Kulturangebots“. Das klingt dramatisch. Ist das nur appellübliche Rhetorik?**

TANJA GRAF: Wir hatten vor Kurzem ein Netzwerktreffen in München, um über Finanzierungsprobleme durch die allgemeine Teuerung zu sprechen – bei seit Jahren unveränderter Förderung durch die öffentliche Hand. Das Verblüffende war, dass sämtliche Teilnehmer aus allen drei Ländern unabhängig voneinander erklärten: Nur indem wir in Zukunft deutlich weniger Veranstaltungen anbieten, können unsere Institutionen unter diesen Bedingungen überleben. Zusätzlich müssten wir mehr den Mainstream bedienen, um für volle Häuser zu sorgen. Auf der Strecke bliebe, wozu wir uns berufen sehen: unbekannte Autorinnen und Autoren und neue Formate an ein größeres, diverseres Publikum zu vermitteln. Alle Häuser, egal wie groß oder klein, sehen sich vor der gleichen Problematik: Honorare, Energiekosten und Tarife des öffentlichen Dienstes, also die Gehälter unserer Mitarbeiter, steigen. Während der Pandemie waren wir dank innovativer Konzepte, neuer Technik und viel Experimentiergeist durchgängig fürs Publikum da. Den Autorinnen und Autoren konnten wir selbst im Lockdown eine Plattform bieten, auch dank Förderung durch das bundesdeutsche Hilfsprogramm „Neustart Kultur“. Da dies nun ersatzlos ausgelaufen ist, stehen unsere Anstrengungen für eine breite Literaturvermittlung abermals infrage.



Die Domizile unserer Gesprächspartner: hier das Literaturhaus in Zürich ... Foto Literaturhaus Zürich

GESA SCHNEIDER: Sehen wir uns die Finanzierungsproblematik kurzfristig, mittelfristig und langfristig an. Kurzfristig könnten wir unser Angebot mit unglaublichem Gehebel am Leben erhalten und mittelfristig Lösungen finden, mit den vorhandenen Mitteln bei Verzicht auf Innovation das sehr selbstgenügsame System Literatur ohne Schnappatmung aktiv zu halten. Wenn wir aber langfristig vernünftig arbeiten wollen, müssen wir selbstbewusster werden und die zentrale Bedeutung der noch relativ jungen Errungenschaft der Literaturhäuser im deutschsprachigen Raum als Orte des Nachdenkens für die Gesellschaft herausstellen. Ihre langfristige Existenz kann nur mit mehr Geld gewährleistet werden, deshalb legen wir den Finger schon jetzt auf die Wunde.

**Wie steht es dabei um die von Ihnen proklamierte „Vorreiterrolle für die literarische Begegnung, für Teilhabe und Dialog“? Was leisten Sie diesbezüglich schon, und was muss sich darüber hinaus noch verändern? Wie sehr stecken Sie also noch im finanzierungsbedürftigen Wandel?**

HAUKE HÜCKSTÄDT: Es gibt einen Entwicklungsstillstand, und das war schon vor der Pandemie so. Die Literaturhäuser sind eine Erfindung der späten Achtziger und frühen Neunziger, und was ihre Förderung und das kulturpolitische Literaturver-

# Sichert die Zukunft der Literatur!

Der Ton ihres Appells ist dramatisch: Die Literaturhäuser des deutschsprachigen Raums rufen zur Ausweitung und Verstärkung ihrer finanziellen Förderung auf. Wie steht es um sie? Ein Gespräch mit Tanja Graf, der Leiterin in München, Gesa Schneider, der Leiterin in Zürich, und Hauke Hückstädt, dem Leiter in Frankfurt am Main und Vorstandsvorsitzenden des Netzwerks der Literaturhäuser.

ständnis angeht, ist man vielerorts in der damaligen Zeit stehen geblieben. Die Personalstrukturen sind noch dieselben, aber die Anforderungen immer komplexer und vielfältiger geworden. Früher ging es um auratische Künstlerauftritte. Heute geht es um Literaturvermittlung, kulturelle Bildung, soziale Mediennutzung und breit gefasste Kulturangebote. Wenn wir das fortführen wollen, droht ein Finanzierungskollaps, vermutlich nicht gleich 2023, aber wir sprechen jetzt verantwortungsvoll von dem, was uns 2024 oder 2025 erwartet. Wir haben im deutschsprachigen Raum etwas zu verteidigen und in die Zukunft zu tragen: Weltweit werden wir für unsere literarische Vermittlungskultur bewundert – dank Literaturhäusern, aber auch literarischen Gesellschaften, Stiftungen, Festivals, Bibliotheken, Buchhandlungen, also dank allen Orten, wo gelesen und über Literatur gesprochen wird.

GRAF: Wir hatten im vergangenen Jahr ein Treffen mit Vertretern aus fünfzehn anderen Ländern, die sich unser System der Literaturhäuser angesehen haben und es bei sich etablieren wollen.

SCHNEIDER: Was mich am Literaturhausmodell fasziniert, ist, dass es nach wie vor Platz hat für die klassische Wasserglaslesung, also Hochkultur, und trotzdem immer mehr Raum schafft für Angebote, die sich an Menschen richten, die ins Literaturhaus kommen, obwohl sie sich vorher mit den Autoren oder dem Thema nicht befasst haben. Hochkultur und Popkultur gilt es jeweils voranzubringen, aber die eine nicht auf Kosten der anderen.

GRAF: Viele Literaturhäuser sind ja auch nicht mehr nur Lesungsveranstalter, sondern bieten Kurse für literarisches Schreiben und Schülerprogramme. Wir wollen vermitteln, wie identitätsstiftend es ist, sich ausdrücken zu können. Unser Bildungsauftrag wäre fast spielerisch zu erfüllen, wenn Planungssicherheit bestünde.

**Nun beschränkt sich Ihr Netzwerk auf Literaturhäuser, und entsprechend tut das**

**auch der Appell. Wäre ein Aufruf aller eben genannten Akteure des literarischen Lebens nicht wirkungsmächtiger und damit auch erfolgversprechender?**

HÜCKSTÄDT: Aber so verstehen wir unseren Appell. Die Literaturhäuser sind institutionelle Vorreiter. Wir können schwer für alle sprechen, meinen aber die ganze literarische Vermittlungskultur und -vielfalt, die für unseren Sprachraum auf dem Spiel steht. Und der Appell ruft ja nicht nur nach Geld für die Institutionen. Er hat auch das hohe Gut der Autorenhonorierung zum Gegenstand. Wir haben es bei gleichbleibender finanzieller Grundlage mit erheblich gestiegenen Honorarforderungen der Verlage für Auftritte ihrer



... in Frankfurt ... Foto Michael Hauri

Autoren zu tun, teilweise von bis zu fünfzig Prozent. Wir wollen, dass Autoren im deutschsprachigen Raum auch mit ihren Lesungshonoraren ihren Lebensunterhalt bestreiten können, aber das können Veranstalter nur gewährleisten, wenn sie mehr Geld dafür zur Verfügung haben.

GRAF: Das heißt, nur wenn es weiterhin Kulturinstitutionen wie die Literaturhäuser gibt, können Autorinnen und Autoren mit Auftrittshonoraren rechnen. Das gilt auch für freie Moderatoren oder Schauspielerinnen, die die Texte internationaler Autoren auf Deutsch lesen, kurz: für alle freischaffenden Künstler auf den Bühnen der Literaturhäuser und für die Veranstal-

tungstechniker im Hintergrund. Alle sind angesichts der Inflation in der gleichen Situation und verlangen berechtigt mehr Geld. Für uns ist die Lesung als Form literarischer Vermittlung das Kerngeschäft. HÜCKSTÄDT: Die Buchhändler haben sich ja größtenteils schon zurückgezogen aus dem Feld der Lesungen.

SCHNEIDER: Und Lesungen werden im Verhältnis zum Aufwand schlecht entlohnt.

**Wie sind Ihre drei Häuser konkret durch die Pandemie gekommen im Hinblick auf den Publikumszuspruch? Nicht umsonst ist der Adressat Ihres Appells vor allem die öffentliche Hand, und die muss bei Mittelgewährung ja ein allgemeines Interesse gewährleistet sehen.**

SCHNEIDER: Das Modell Literaturhaus ist da eine Erfolgsgeschichte. Wir hatten im Jahr 2022 wieder hervorragende Zahlen, was den Publikumszuspruch angeht. Die Sichtbarkeit wurde durch Streaming-Angebote ausgeweitet, und wir haben es im Netzwerk geschafft, das Interesse des Publikums während der Pandemie so aufrechtzuerhalten, dass es nun zurück in die Häuser kommt oder eben streamt.

GRAF: Aber wir können die Kostensteigerungen nicht ans Publikum weitergeben. Die Häuser haben unterschiedliche Strukturen; einige sind gemeinnützige Stiftungen, das in München zum Beispiel. Eine Weitergabe der Kosten ans Publikum ist nicht vereinbar mit dem Stiftungsauftrag.

**Und die konkreten Besucherzahlen?**

HÜCKSTÄDT: Zum Zeitpunkt des jüngsten Treffens hatten nahezu alle Häuser wieder den Status vor Pandemiebeginn erreicht. Und alle sind optimistisch, dass das Interesse an Literatur noch zunehmen wird. GRAF: Jetzt boomt es geradezu. Teile des Publikums haben sich so an die Streaming-Angebote gewöhnt, dass die Erwartung an uns besteht, jede Veranstaltung zu streamen. Es ist toll, dass gerade das ältere Publikum diese Möglichkeit für sich entdeckt hat. Trotzdem: Für uns ist es wichtig, dass die Leute wieder ins Haus kommen, denn das Liveerlebnis ist für alle Beteiligten essenziell. Deshalb streamen wir derzeit nicht mehr jede Veranstaltung.

**Eine Frage an Sie, Frau Schneider, als Leiterin eines Literaturhauses in der Schweiz: Ist es dort leichter, private Mittel einzuwerben?**

SCHNEIDER: Für das, über was wir gerade reden, nicht. Stiftungen geben Geld für konkrete Projekte, nicht für laufende Kosten. Projekte sind Durchlauferzeugnisse: Alles, was reinkommt, wird sofort wieder ausgegeben; man denkt nie an den Überbau wie etwa Personalkosten, die zusätzlich anfallen. Das heißt, man legt im Regelfall drauf. Und Stiftungen haben das Interesse, gesehen zu werden. Deshalb ihr Interesse an Einzelprojekten. Was für die Schweiz sicherlich gilt: Wir können mehr Geld über Eintrittsgelder einnehmen. Zumindest solange wir im Preis etwa bei einem Kinoticket liegen – und das kostet in der Schweiz leicht zwanzig Franken. Generell gilt: In Österreich kommen etwa neunzig Prozent des Etats der Literaturhäuser von der öffentlichen Hand, in der Schweiz fünfzig, und in Deutschland reicht das von dreißig bis siebzig Prozent. Aber wie gesagt: Die Probleme sind dieselben. HÜCKSTÄDT: Was Stiftungsgelder angeht, hat sich auch einiges geändert. Viele Satzungen von Stiftungen schließen aus, dass diese sich an den Gemeinkosten der von ihnen geförderten Institutionen beteiligen. GRAF: Oder am Bestandserhalt der Häuser. Finden Sie mal einen Sponsor, der bereit wäre, die Renovierung der Toilettenanlagen zu unterstützen! Oder Beschattungs- und Klimaanlage, die aber gleichzeitig von den Besuchern erwartet werden. HÜCKSTÄDT: Wir Literaturhäuser wissen seit Jahren, dass wir viel größeren Auf-

wand betreiben müssen, um unsere Veranstaltungen auf sämtlichen Kanälen im Gespräch zu halten, zu bewerben. Die großen Tanker im Kulturbereich, Bühnen und Museen, haben eigene Social-Media- und Pädagogik-Abteilungen; wir dagegen versuchen, das irgendwie mit der Portokasse hinzubekommen. Wir fallen zurück.

SCHNEIDER: Und in den Medien ist immer weniger Platz für Literaturkritik. Die kam früher unseren Veranstaltungen zugute, heute müssen wir selbst an der Sichtbarmachung von Literatur arbeiten, weil sie in Zeitungen und Zeitschriften weniger stattfindet. Dafür braucht es neue Wege. Das soll sich jetzt nicht so anhören, als ob wir jammerten; wir sind als öffentlich geförderte Institutionen immer noch in einer sehr privilegierten Position.

GRAF: Aber wir müssen froh sein, wenn wir heute noch dieselben Beträge von den Kommunen bekommen wie vor der Pandemie. Denn Kulturetats sind vielerorts von Sparmaßnahmen betroffen. Wir wollen deshalb anknüpfen an das literarische Engagement des Bundes, bei dem große Sympathie für unabhängige Literaturvermittler zu erkennen ist, ob das nun Verlage oder Buchhandlungen sind. Jetzt halten



... München Foto Literaturhaus München

wir die Fahne hoch für die Institution der Literaturhäuser. Man hat beim Programm „Neustart Kultur“ gemerkt, dass auch wir in den Fokus gerückt sind. Daraus ergibt sich unser Appell nach Verstärkung einer Förderung, damit wir als Institutionen Planungssicherheit haben.

SCHNEIDER: Zumal der Mehrwert, den wir als Literaturhäuser erbringen, vergleichsweise extrem günstig ist. Das System der Literaturvermittlung ist derart selbstgenügsam gewesen oder geworden über die Jahre, dass ich zum Beispiel als Leiterin unseres Hauses selbst danach schaue, ob die Klimaanlage funktioniert. Dieser permanenten Bescheidenheit muss man entgegenwirken.

GRAF: Mit vergleichsweise geringen Mitteln haben Literaturhäuser große Strahlkraft in die Gesellschaft: ob wir nun einen Literaturnobelpreisträger zu Gast haben oder Inklusionsprogramme für Literatur-einsteiger anbieten.

HÜCKSTÄDT: Das müsste die Kulturpolitik endlich erkennen. Insbesondere vor dem Hintergrund, dass wir doch alle wissen, wie es um die Lesekompetenz steht oder um die nicht vorhandene Selbstverständlichkeit eines Lesungsbesuchs in der Bildungsbiographie von Kindern. Das Erleben von Literatur ist dafür aber genauso wichtig wie ein Besuch im Verkehrsgarten, der Erwerb des Seepferdchens oder ein Theaterbesuch, was ja zu Schulaktivitäten selbstverständlich dazugehört. Aus finanziellen Gründen herrscht da aber bei uns Stillstand, wenn nicht Rückgang. Wollten wir kulturelle Bildung aus dem, was da ist, finanzieren, müssten wir andere Äste absägen, etwa die klassische Abendlesung. Äste, auf denen wir sitzen.

**Werden von Geldgebern konkrete Erwartungen an die Literaturhäuser formuliert?**

HÜCKSTÄDT: Nach meinem Empfinden gab es immer zu wenig Evaluation oder vielmehr Schlussfolgerungen daraus. Das hängt damit zusammen, dass die Literatur

wohl doch nicht den Stellenwert in der Kulturpolitik hat, den wir uns wünschen, dass sie selbst jetzt noch irgendwie funktioniert. Wie man einen Motor nicht unbegrenzt aufmotzen kann, sind Grenzen der Eigeninitiative, des bürgerschaftlichen und ehrenamtlichen Engagements erreicht. In den letzten zehn Jahren wurden die Besucherzahlen im Schnitt verdoppelt, bei einigen Häusern vervierfacht, aber wir arbeiten immer noch mit der Personalausstattung aus den Neunzigern.

**Was heißt das konkret?**

SCHNEIDER: Drei Festangestellte im Literaturhaus Zürich.

HÜCKSTÄDT: Sieben in Frankfurt. GRAF: Zwölf in München. Und weil Sie eben nach Vorgaben fragten: Es besteht ein fruchtbarer Dialog mit dem Kulturreferat über das Engagement, das wir als städtisch geförderte Institution leisten könnten, etwa zu Diversität. Oder es wird gefragt: Wie gestaltet ihr eure Barrierefreiheit? Wie integriert ihr Menschen ohne größere Deutschkenntnisse? Erst kürzlich erging ein Schreiben an alle Münchner Kulturinstitutionen: Was plant ihr zum Jahrestag des Ausbruchs des Ukrainekriegs? Ich fühle mich als Leiterin einer Kulturinstitution dadurch ernst genommen. Aber nicht immer gibt es dafür einen gesonderten Etat.

SCHNEIDER: In der Schweiz wird man immer am Geld gemessen, es gibt große Debatten in Zürich um die kommunalen Kulturausgaben. Die Literatur läuft dabei mangels Masse etwas unter dem Radar, aber ich hätte es lieber, wenn sie sichtbar würde. Wir würden gerne am Geld gemessen, weil wir genau belegen können, was wir leisten.

HÜCKSTÄDT: Wir verstehen uns zudem als Partner der Verlage, wir sind im Austausch. Auch dort nehmen wir Konzentrations- und Einsparungsprozesse wahr. Das, was wir für unsere Häuser beschrieben haben, findet überall im Literaturbetrieb statt. Es wird wirklich sehr dramatisch in den nächsten Jahren.

Die Fragen stellte **Andreas Platthaus**.

## Der Appell der Literaturhäuser

Wir appellieren an die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien in Deutschland, Staatsministerin Claudia Roth, an das Ministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport in Österreich, an das Bundesamt für Kultur der Schweiz, an die Kulturbehörden in den Ländern und Kantonen, an die kommunalen Instanzen, Kulturdezernate und -ämter sowie an Stiftungen und Sponsoren in allen deutschsprachigen Ländern, gerade jetzt die finanzielle Förderung von Literaturveranstaltern – insbesondere von Institutionen wie den Literaturhäusern – auszuweiten und dann zu verstetigen, um so den gewachsenen Ansprüchen und Kostensteigerungen Rechnung zu tragen. Nur durch rasch einsetzende Maßnahmen und Handlungsbeschleunigung wird sich ein massiver Einbruch des literarischen Lebens und Kulturangebots verhindern lassen. Nur mit einem klaren finanziellen Bekenntnis kann die in Deutschland, Österreich und der Schweiz so einzigartige Form des Literaturhauses ihre Vorreiterrolle für die literarische Begegnung, für Teilhabe und Dialog aufrechterhalten und weiterentwickeln.

## FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Albert Ostermaier

### der gipfel

es geht weiter sagt schiller über das leben bis es aufhört denke ich mir ein gedicht mit beatmungsgerät intubiert das nackte wort übergewichtig auf dem rücken leben eingehaucht die seele an einem seidenen faden der schlauch durch den es fließt kein fluss an dem sie sitzt die sprache sprachlos geworden vor den bildern militär nachts lastwagen voller

leichen tagelöhner ohne lohn an busbahnhöfen tausende wer entscheidet für wen es fortgeht für wen nichts spürest du ich spüre nichts kaum einen hauch nur das schweigen der sätze was bleibt ein wald vögel löwen schlafend auf den leeren strassen der himmel gestochen klar der äther eine blaue blume in der lunge warte nur balde ruhest du auch aber bis dahin sei dankbar und schreibe es geht weiter

Wulf Segebrecht

### Ein poetisches Medikament

„Was alles hat Platz in einem Gedicht?“ Das war der Titel einer Sammlung von klugen Aufsätzen zur deutschen Lyrik der Sechzigerjahre, die vor fast fünfzig Jahren erschien. Bevor man die Frage des Titels dieser Sammlung aus heutiger Sicht schnellfertig mit „Alles!“ beantwortet, um sie auf diese Weise für überflüssig oder völlig veraltet zu erklären, könnte man sie vielleicht ein wenig präzisieren und fragen: Wofür hat das Gedicht Platz? Welchen Redeformen, welchen Themen und vor allem: welchen Wörtern bietet es Raum?

Das Wort, das Ostermaier sich im Anschluss an die idealistische, Schiller zugeschriebene Aussage über das Leben („es geht weiter“) für sein Gedicht denkt, ist das Wort „Beatmungsgerät“: Er will „ein gedicht mit/beatmungsgerät“ schreiben, ein Gedicht, in das dieses „nackte wort“ „intubiert“ wird. Unter den Bedingungen der weltweiten Corona-Pandemie entscheidet sich für schwer Erkrankte unter dem Beatmungsgerät, ob es für sie weitergeht oder nicht.

Für die Betroffenen ist die Behandlung mit einem Respirator quälend. Ihr Leben hängt „an einem seidenen Faden“. Die Sterberate ist hoch, die Überlebenschancen sind oft gering. Der Patient ist sprachlos im doppelten Sinn des Wortes: sprachunfähig wegen der intubierten Schläuche und sprachlos angesichts der Bilder über die globalen Konsequenzen der Pande-

mie, die über die Medien verbreitet werden: Bilder vom heimlichen Abtransport der Toten auf Militärfahrzeugen in Bergamo, wo die Krematorien überlastet sind; Bilder von den Tagelöhnern, denen die Pandemie den Job, den Lohn und die Wohnung genommen hat und die zu Tausenden vor den großstädtischen Busbahnhöfen in Indien ausharren; und Bilder schließlich von den Löwen, die während des Lockdowns auf den „leeren Straßen im südafrikanischen“ Kruger-Nationalpark ungestört schlafen, weil die Touristen, die sonst den Park bevölkern, wegen der coronabedingten Reisebeschränkungen ausbleiben.

Albert Ostermaier verwendet für sein Gedicht eine spezielle Form, die seine Lyrik auch sonst charakterisiert: Es sind blockartige, reim- und strophenlose Gebilde in konsequenter Kleinschreibung ohne Punkt und Komma, rhythmisierte, dem Rap angenäherte, atemlose Sprechpoeme. Wer einmal Ostermaiers eindringliche Rezitationen eigener Gedichte gehört hat, die als CD beispielsweise dem Gedichtband „Autokino“ (2001) beiliegen, der erkennt in den „Teer“-Gedichten das gleichmütige, unaufgeregte Parlando wieder, in dem sich selbst die kühnsten sprachlichen Kombinationen in scheinbare Selbstverständlichkeiten verwandeln, als sollte von ihnen nicht viel Aufhebens gemacht werden.

Im Druck erkennt man die kunstvollen Raffinements des Gedichts genauer. Ostermaier hat seine Verse so arrangiert, dass mehrfach doppelte Lesemöglichkeiten entstehen und der Leser von Fall zu Fall zu überlegen hat, wo die Sätze und Sinneinheiten beginnen und wo sie enden. Das fördert ein langsames, jedes Wort erwägendes Lesen und führt zu geradezu schreckenerregenden Leseerfahrungen. Die „blaue blume“ etwa, der Inbegriff romantischer Sehnsucht, wird als Merkmal der befallenen Lunge desavouiert. Sie erinnert an Gottfried Benns „Kleine Aste“, die in expressionistischer Drastik in die Bruthöhle eines Bierfahrers platziert wird.

Nachdem im Gedicht angesichts der Pandemie-Erfahrungen der Idealismus Schillers fragwürdig und die romantische Sehnsucht blöggestellt worden ist, wendet sich der Text abschließend dem goetheschen Diktum „Warte nur balde / ruhest du auch“ zu.

Und spätestens jetzt bemerkt man, dass das Gedicht zunehmend mit Wörtern aus Goethes Gedicht „Über allen Gipfeln ist Ruh“ intubiert, also beatmet wird. Das beginnt schon im Titel („der gipfel“), setzt sich über den „hauch“, das „spürest du“ und das „schweigen“ der „vögel“ im „wald“ fort bis hin zu dem vollständigen Zitat der Schlussverse von Goethes „Nachtlied“:

Ostermaiers Gedicht führt den Leser in den Zeiten der Pandemie behutsam, aber mit Nachdruck zu Goethes Gedicht als tröstlichem Überlebensmittel hin, hält ihn am Leben, beruhigt und ermutigt ihn, ohne, mit Goethe, das unausweichliche Ende zu verschweigen. Dafür, dass es dieses poetische Medikament gibt, darf er dankbar sein und dafür soll er „es geht weiter“ schreiben, wobei dieser Ratschlag zugleich eine therapeutische und selbstreferenzielle Bedeutungsnuance erhält: Er gilt dem Leser und dem Autor gleichermaßen.

Albert Ostermaier: „Teer“. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Berlin 2021. 128 S., geb., 18,- €.

Von Wulf Segebrecht ist zuletzt erschienen: „Goethes Nachtlied ‚Über allen Gipfeln ist Ruh‘“. Ein Gedicht und seine Folgen. Wallstein Verlag, Göttingen 2022. 268 S., geb., 29,- €.



Mit dem Handy scannen: Eine Gedichtsuche von Thomas Huber finden Sie unter [www.faz.net/anthologie](http://www.faz.net/anthologie).